

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2002

Deutsch-französischer Ideentransfer
im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Erika Brokmann (Detmold), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Berlin), Bernd Füllner (Düsseldorf), Rainer Kolk (Bonn), Detlev Kopp (Bielefeld), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Harro Müller (New York), Maria Pörmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Angelika Schlimmer (Bielefeld), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2002
8. Jahrgang

Deutsch-französischer Ideentransfer im Vormärz

herausgegeben von
Gerhard Höhn und Bernd Füllner

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2002
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Herstellung: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89528-406-8
www.aisthesis.de

Inge Rippmann (Basel)

„Aimer Dieu et Lisette.“

Ludwig Börnes europäische Vision

Deutschland und Frankreich sind zwei Schwestern.
Möchten sie es immer bleiben.

Jules Michelet: *Histoire de France*.

Mit der hier zitierten Hoffnung dürfte der bedeutende französisch-deutsche Ideenvermittler des 19. Jahrhunderts zu seiner Zeit keine allzu breite Zustimmung seiner Landsleute gefunden haben. Michelet, der große romantische Geschichtsschreiber Frankreichs, der sich in den verschiedensten Phasen seines Lebens und seines immensen Werks zwischen den beiden deutsch-französischen Kriegen immer wieder Deutschland und deutschen Themen zugewandt hatte, wiederholte betont, deutschen Freunden und Kollegen entscheidende Anstöße und wesentliche Bereicherung seiner Forschungen zu verdanken.¹ Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts bildete Michelet noch eine Ausnahme. Nach dem nahezu erfolglosen Versuch Charles Villers, um 1800 Kants System nach Frankreich zu vermitteln, erreichte erst Victor Cousin auf philosophischem Gebiet ein breiteres französisches Interesse am Gedankengut des deutschen Idealismus. Konnte auch der von August Wilhelm Schlegel gelenkte Blick der Deutschlandreisenden Germaine de Staël vermehrt Aufmerksamkeit für das Nachbarland in Frankreich wecken, so blieb doch die Grande Nation in Literatur, Kunst und Geschichtsschreibung im Wesentlichen mit der Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit beschäftigt.

Im nachnapoleonischen Deutschland präsentierte sich die Lage weniger eindeutig. Wenn bis weit in das 19. Jahrhundert hinein die Vertrautheit mit französischer Sprache und Kultur für die Aristokratie eine Selbstverständlichkeit, für das Bildungsbürgertum Pflicht war, so problematisierten die großen politischen Einbrüche seit 1789 auch die kulturelle Optik der Deutschen. Aus der Krise der Revolutionskriege gingen sowohl die Bündelung der nationalen, auf Abwehr des westlichen Einflusses gerichteten Kräfte hervor, ebenso, wenig später, die an der fran-

¹ Dazu Werner Kaegi: *Michelet und Deutschland*. Basel 1936.

zösischen Chartre orientierten liberalen Bestrebungen zur Demokratisierung und Verfassungsbildung. 1819 unterbanden die Karlsbader Beschlüsse sowohl die bereits zur Polarisierung neigenden Bewegungen für politische Freiheit und nationale Einheit, d.h. die Ansätze des süddeutschen Konstitutionalismus, wie auch alle Äußerungen und Aktivitäten der patriotischen Partei und ganz besonders der gesamtdeutschen Burschenschaft, deren radikaldemokratischer Flügel letztlich ebenfalls von der französischen Vertragstheorie inspiriert war.²

In der Periode bis zur Julirevolution hatte Frankreich als restaurierter Staat für die deutschen Nachbarn zwar keine herausragende Leitfunktion mehr wie für einen großen Teil deutscher Intellektueller bis 1792, noch stellte es eine nationale Bedrohung wie unter Napoleon dar, galt jedoch wegen seiner vergleichsweise liberalen Verfassung von 1814 als Refugium für die verfolgten „Demagogen“ und oppositionellen Schriftsteller.

Die Julirevolution von 1830, von den Liberalen auch außerhalb Frankreichs als Fortsetzung und Vollendung der Revolution des 18. Jahrhunderts gesehen und damit als erneute Zeitenwende verstanden, strahlte weit über die Grenzen Frankreichs hinaus und provozierte die Abwehrkräfte der konservativen Allianz in Europa. Frankreich und besonders die französische Hauptstadt wurde ein weiteres Mal zum Mekka deutscher Liberaler.

Die vorstehenden Zeilen wollen an die hier nur knapp skizzierten Zeitbewegungen und Spannungsverhältnisse erinnern, in denen sich Ludwig Börne, der politische Publizist des frühen Vormärz, als Grenzgänger zwischen Deutschland und Frankreich bewegte, um damit in seinen letzten Lebensjahren ins Kreuzfeuer der deutschen Kritik zu geraten.

Da Frankreich und dessen jüngste Geschichte für Börne mehr bedeuten als ein Motiv seines schriftstellerischen Interesses und seiner Lebenswelt unter anderen, weil ihm sowohl Frankreich wie Deutschland, ob ausgesprochen oder latent, Welt und Gegenwelt waren, in denen sich Existenz wie Denken abspielten und abspiegelten, kann in diesem Rahmen nur auf wenige Facetten seines Schreibens eingegangen werden. Es wird sich daher im Wesentlichen um die Rolle handeln, die Frankreich

² Zur Auffächerung und Polarisierung des Liberalismus im frühen Vormärz vgl. Wolfgang Labuhn: *Literatur und Öffentlichkeit im Vormärz. Das Beispiel Ludwig Börne*. Königstein i. Ts. 1980. Besonders S. 74ff.

und besonders Paris für seine Arbeit als Journalist und als Zeithistoriker wie für den Ansatz seines geschichtsphilosophischen Denkens überhaupt gespielt haben.

„Fingerzeig des Schicksals“

1808 hatte Louis Baruch – so Ludwig Börnes Name bis 1818 – in Gießen mit einigen kleinen, unterschiedlich gewichtigen Essays bei dem Statistiker Crome promoviert. Unter dem Titel „Über die geometrische Gestalt des Staatsgebiets“ erklärte der Doktorand die physische Gestalt der Staaten als Kriterium auch ihrer politischen Zuordnung. Das Ergebnis seiner Betrachtung ließ die Gebiete links und rechts des Rheins als Kern Europas erscheinen:

Zumal *Frankreich* und *Deutschland*, die hängen so fest zusammen, daß sie sich schwerlich werden trennen können. Hier sieht man aber auch deutlich den Fingerzeig des Schicksals, daß beide Länder nur *einen* Staat bilden sollen. Und welch glücklicher Staat müsste das nicht werden, wenn sich die deutsche Natur mit der französischen vermählte und beide sich neutralisieren (1/122).³

1830 resümiert Börne seinen Eindruck von einer Pariser Abendgesellschaft:

Wie herrlich wäre es, wenn beide Länder in allem so verschmolzen wären, als es beide Völker heute abend bei *** waren. In wenigen Jahren wird es ein Jahrtausend, daß Frankreich und Deutschland, die früher *ein* Reich bildeten, getrennt wurden.

und fährt scherzend fort: „Wir haben nämlich den Plan gemacht, Frankreich und Deutschland wieder zu einem großen fränkischen Reiche zu vereinigen“ (3/26).

Solche utopischen Ausblicke scheinen dem noch unsicher formulierten Optativ von 1808 mehr Gewicht zu geben, als ihm vermutlich seinerzeit zukam. Immerhin hatte Crome den Aufsatz seines Doktoranden in seine Zeitschrift *Germania* aufgenommen. Dem Autor allerdings mag es damals weniger um eine aus Überzeugung geäußerte Hoffnung auf eine Neugestaltung der politischen Europakarte gegangen sein. Vielmehr

³ Die im Text in runde Klammern gesetzten Band- und Seitenzahlen beziehen sich auf Ludwig Börne. *Sämtliche Schriften und Briefe*. Hrsg. von Inge und Peter Rippmann. 5 Bde. Düsseldorf/Darmstadt 1964-1968.

wird hier der Opportunismus des Studenten mitgespielt haben, der wenig später seinen Spott über den berüchtigten Napoleonpropagandisten Crome in einer Fragment gebliebenen Satire ausgoss (1/168), zu einer Zeit, als Baruchs juvenile Heldenverehrung Bonapartes, wie sie noch aus seinen Hallenser Briefen sprach (4/145), stark gemindert war.

Mit unterschiedlicher Intensität, aber auch in wechselnder Wertung meldet sich in den folgenden Jahren Baruchs Interesse an Frankreich zu Wort. Seine Kritik an den politisch rückschrittlichen Zuständen in Deutschland, nicht weniger diejenige an den – nur aus der Frankfurter Perspektive verfolgten – Theaterverhältnissen, lässt seinen Blick immer wieder orientierend oder vergleichend nach Westen schweifen. So wird an nahezu alle heimischen Erscheinungen und Institutionen die französische Messlatte gelegt. Der Zeiger seiner *Wage* schlägt dabei durchaus nicht immer zugunsten des Nachbarlandes aus, wie Wolfgang Menzel es dem Herausgeber der *Balance* 1836, nun nicht mehr ganz zu Unrecht, anlastete.⁴

Menzel, der Börnes Schreiben seit Anfang 1830, zunächst mit warmer Zustimmung, verfolgte, konnte zu jener Zeit einen in unserem Zusammenhang bedeutsamen Artikel des journalistischen Anfängers aus dem Jahr 1814 noch nicht gekannt haben (1/163-169). Ursprünglich in einem verschollenen Frankfurter Wochenblatt erschienen, wurde dieser Text erst in die postume Brodhagsche Ausgabe von Börnes Schriften wieder aufgenommen, ob mit oder ohne Börnes vorbereitender Zustimmung, muss offen bleiben. Ein Versuch, Anlass und Motivation dieser Publikation aufzuklären, ist von der Verfasserin in anderem Zusammenhang unternommen worden⁵; hier interessiert lediglich die patriotische, anti-französische Tendenz des Artikels.

Der im Juli 1814 kurz vor der Entlassung aus dem Frankfurter Polizeiamt stehende, (noch) jüdische Aktuar trat nach dem ersten Pariser Frieden mit einem an die deutsche Jugend gerichteten Aufruf an die Öffentlichkeit, der einer Antizipation burschenschaftlicher Reden auf der Wartburg nahe kam. Dem anaphorisch durchkomponierten „Wir wollen

⁴ W. M. in: *Literaturblatt zum Morgenblatt* Nr. 37 vom 1. April 1836: „Herr Börne und der deutsche Patriotismus“, S. 148.

⁵ Inge Rippmann: „Allen stümpernden Liebhabern der National-Ehre“. Spuren des Wartburgfestes bei Ludwig Börne. In: Burghard Dedner (Hrsg.). *Das Wartburgfest und die oppositionelle Bewegung in Hessen*. Marburg 1994, S. 258ff. Vgl. auch Labuhn: *Literatur und Öffentlichkeit im Vormärz* (Anm. 2), S. 112.

freie Deutsche sein“ entspricht die dezidierte Herabsetzung und Abwehr jeden „welschen“ Einflusses. So heißt es in pädagogischer Wendung: „Führt den Bürgerknaben zu jenem blutgesogenen Volke, das frech mit Gesetzen spielte und zum Spotte geworden“. Man könnte aus dem Aufruf eine späte Nachwirkung der patriotischen Propaganda von Baruchs Hallenser Lehrer Henrich Steffens heraushören, dessen Ausstrahlung auf die akademische Jugend wesentlich zur Aufbruchstimmung des antinapoleonischen Befreiungskampfes beigetragen hatte. Was allerdings den ab 1834 als uneingeschränkten Verteidiger der Französischen Revolution bekannten Autor seinerzeit veranlasst haben mag, als germanomaner Franzosenfeind aufzutreten, wird kaum zu klären sein. Erstaunlich bleibt es auch, dass Börnes Freunde und Nachlassverwalter sich nicht gescheut haben, diese deutsch-patriotische Botschaft des später als unpatriotisch abgestempelten Franzosenfreundes wieder an die Öffentlichkeit zu bringen.

Indessen, verfolgt man den germanophilen Faden im Schreiben des nach 1831 von seinen Gegnern als vaterlandslosen Juden befehdeten Publizisten Börne bis zu den Pariser Briefen, so findet man diese „deutsche“ Spur zwar oft verdunkelt, nie aber ganz gelöscht. Angesichts des vielfach privaten Charakters der Dokumente oder ihrer nach 1830 vorzensurfreien Publikationsweise kann das gelegentlich ins Feld geführte Zensurargument nicht voll überzeugen.

Die Zeitung als „treuer Spiegel unserer Zeit“

1817 standen Baruch und sein Universitätsfreund Dr. Stiefel mit dem Stuttgarter Verleger Cotta in Verhandlung über eine im Interesse des preußischen Ministeriums herauszugebende Zeitung. Die entsprechende Korrespondenz wie die Entwürfe für Anzeige und Ankündigung des nicht realisierten Projekts, erhalten im Cotta-Archiv/Marbach, stellen eine aufschlussreiche Quelle dar sowohl für ein frühes Stadium der meinungsbildenden Presse überhaupt wie für Ludwig Börnes Aufgabenbeschreibung eines Tagesschriftstellers in der ersten Phase seiner journalistischen Laufbahn (5/622-633).

Cotta selbst hatte allem Anschein nach bereits vorgeschlagen, das offiziöse Blatt durch Demonstration einer Meinungspluralität überzeugender und attraktiver zu gestalten. Diesen Gedanken griff Baruch bereitwillig auf („Einheit des Zweckes“ ohne „Einseitigkeit der Mittel“; 5/624) um ihn gleichzeitig vorsichtig einzuschränken: „Es soll dartun, daß eine

Polykratie auch der herrlichsten politischen Maximen zu einem blinden anarchischen Verfahren führe und daß eine monarchische Regierung sich nur einer monarchischen Idee unterwerfen könne“ (ebd.). „Wie erschreckend“, so fährt der Entwurf fort, „ist nicht der zur Sitte gewordene Gebrauch, das Volk nicht der Regierung gegenüber-, sondern entgegenzustellen.“

Im Vergleich zu dieser geradezu handzahmen Vorstellung, die beinahe dem Geist der Heiligen Allianz zu huldigen scheint, wird der einer ersten persönlichen Besprechung mit dem Verleger folgende „Entwurf“ deutlich konkreter. Hier wird zwar offensichtlich dem Deutschen Bund als einer nach außen repräsentierenden Klammer die Reverenz erwiesen: „Schon haben die Fürsten und Völker des gemeinschaftlichen Vaterlandes zwar gelernt, daß sie ohne Einigkeit nicht [...] bestehen könnten“, daneben aber wird nun an das Verfassungsversprechen erinnert, wenn auch verbunden mit einer Mahnung zum Maßhalten (5/626f.). Im Geist dieser Mäßigung der sich öffentlich zu Wort meldenden politischen Wünsche sollte die neue Zeitung geschrieben werden, als „ein Friedensgericht haderner Gesinnungen“, „erhaben [...] über die Wolken der Selbstsucht“. Der politische Schriftsteller wird wie der aufklärerische Geschichtsschreiber auf Meinungsneutralität verpflichtet und, dem projektierten Titel des Organs entsprechend, als „Vermittler“ zwischen den zur Polarisierung drängenden innenpolitischen Tendenzen verstanden.

Ein zweiter Entwurf, z.T. bereits die *Ankündigung der Wage* vorwegnehmend, betont noch eindeutiger die Funktion der Zeitung als Meinungsmarkt, spricht aber, verschärfend, bereits von einem „Bürgerkrieg“ der politischen Meinungen, den es zu schlichten gelte (5/630). Was schließlich zum Abbruch des „Vermittler“-Projekts geführt hat, ist nicht klar ersichtlich. Immerhin konnte Baruch aus Stuttgart die Zusicherung des renommierten Verlegers mitnehmen, ihn künftig als Mitarbeiter seiner Institute willkommen zu heißen.

Den konzeptionellen Entwürfen des Frankfurters lagen Gedanken zugrunde, die bereits 1797 in dem von Cottas altem Freund, dem Historiker Posselt, entworfenen Prospekt der „Neuesten Weltkunde“ – so der ursprünglich vorgesehene Name der *Allgemeinen Zeitung* – formuliert worden waren⁶: Die Zeitung wollte „wie ein treuer Spiegel die wahre und ganze Gestalt unserer Zeit zurückstrahle[n], so unparteyisch in Darstellung als ob es auf die Nachwelt fort dauern“ sollte; sie wird „ohne Hass

⁶ Eduard Heyck. *Die Allgemeine Zeitung 1798-1898*, S. 15ff.

noch Gunst [...] jeden Teil mit einer eigenen Darstellung auftreten lassen.“ Es ist der Anspruch des Zeitgeschichtsschreibers, der seinen Beitrag zur „Geschichte der Menschheit“ leisten will (5/624), durch Vollständigkeit, Unparteilichkeit und Wahrheit, wie sie die Spiegelmetapher symbolisiert. In seinen „Studien“ zur Französischen Revolution hat Börne später die Problematik von Standortbindung und Unparteilichkeit neu überdacht.

Ein unübersehbarer Sprung in Börnes Verständnis von der Aufgabe öffentlicher und veröffentlichter Meinung zwischen 1817 und 1818 lässt sich aus seiner eben erwähnten *Ankündigung der Wage*, einer eigentlichen Programmschrift jungdeutscher Publizistik, ablesen. Als symptomatisch für diese Entwicklung mag hier die nur am Rande erwähnte Rolle Frankreichs gelten: Im „Vermittler“-Entwurf diente Frankreich noch als warnendes Beispiel (5/626); seine jüngste Geschichte wird als selbstverschuldete Katastrophe zitiert, die die oppositionell gesinnten Deutschen vor revolutionären Ideen warnen sollte. Diese Abschreckungsfunktion Frankreichs ist ein Jahr später der Rolle eines (immerhin fragwürdigen) Katalysators der Vaterlandsliebe gewichen; zwar habe sich der deutsche Patriotismus „an einem ungebührlichen Hasse gegen ein fremdes Volk“ entzündet, geblieben sei jedoch nur „die schöne helle Flamme“ der Vaterlandsliebe (1/669). Im Fortgang des Essays wird sogar der Mentalität und Lebenspraxis des „glücklichsten aller Völker“, des französischen, eine Vorbildfunktion zuerkannt: Börne versteigt sich zu einem Vergleich mit dem Ideal des antiken Griechenland, dem die Integration von Kunst und bürgerlichem Leben im zeitgenössischen Frankreich gleichkomme (1/672). Der Augenschein beim Besuch der Pariser Industrieausstellung im Jahr 1823 wird diese Sicht allerdings grundsätzlich problematisieren.

Börnes Auseinandersetzung mit dem 1815 erneut besiegten Frankreich geschieht bis 1819 noch mehr oder weniger marginal. Als Herausgeber bzw. Redakteur zweier lokaler Blätter sah er sich in diesen Jahren stark vom zensurbehinderten Tagesjournalismus in Anspruch genommen; dabei verletzte er nicht selten die behördlich vorgegebenen Regeln der Stoffbeschaffung, die nur eine „gute deutsche Quelle“ zuließen, und rückte, übersetzt oder referierend, Informationen oder Kommentare aus der *Minerve française* ein, zu deren prominentesten Mitarbeitern Benjamin Constant zählte.

Paris: „Register der Weltgeschichte“

Das Verbot der von ihm redigierten *Zeitschwinger* verschaffte Börne die ersten persönlichen Erfahrungen auf französischem Boden. Er zog es, wie der bereits offen verfolgte Görres, vor, sich vorübergehend nach Paris abzusetzen und von dort aus für deutsche Zeitungen zu korrespondieren. In erster Linie dachte er sich dabei auf Cottas Zusicherung zu stützen. Von den Pariser Blättern schon als deutscher Flüchtling begrüßt (4/246f.), suchte er umgehend den Kontakt zu den französischen Kollegen, aus deren Artikeln er bereits die *Zeitschwinger* alimentiert hatte. Neben namentlich nicht zitierten Journalen erwähnt er die von Constant mitbegründete *Renommée*, für die zu schreiben er projektierte.⁷ Ebenso ist von einem neuzubegründenden Blatt die Rede, für das er als Mitarbeiter geworben werden sollte. Es könnte sich dabei um das Projekt des greisen Publizisten Prudhomme gehandelt haben, das Börne erst in seinem Tagebuch von 1829 erwähnt (2/772ff.). Inwieweit alle in den Briefen an seine Frankfurter Freundin Jeanette Wohl genannten Verbindungen tatsächlich zu Mitarbeit an französischen Zeitungen geführt haben, ist kaum mehr feststellbar. Es wird, wie oft bei Börne, beim Plan geblieben sein, wie es auch bei der von Cotta schon voraushonorierten Korrespondenz für das *Morgenblatt* der Fall war. Denn schon am 18. November meldete er seine unmittelbar bevorstehende Rückreise an; vom 21. Oktober datierte die Ankunftsmeldung (4/280). Ohne die Nähe der Freundin konnte er Paris nicht literarisch verarbeiten.

In einem Fragment gebliebenen fingierten Brief begründet der Zurückgekehrte seinen Eindruck von diesem ersten Parisbesuch: „Paris ist die Stadt, in der ich wohnen möchte, weil man dort am meisten lebt und dem schnellen Menschen, der das Leben nicht verlängern kann, nichts übrig bleibt, als es in der Breite zu genießen“ (1/1181). In diesen Zusammenhang fällt eine Erkenntnis, die für Börnes Schreiben wichtig war und blieb; sie traf nicht nur auf Paris zu, dort aber in besonderem Maße. Denn gerade in Paris, in dieser für ihn ungeheueren Vielfalt erlebbarer Wirklichkeit, erblickt er „die treueste Geschichte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem Zauberspiegel“ (1/1183). Die Spiegelmetapher erscheint hier abgewandelt: Sie wird zum Brennspeigel, der

⁷ Dazu Inge Rippmann: *Börne-Index. Historisch-biographische Materialien zu Ludwig Börnes Schriften und Briefen*. 2 Bde. Berlin/New York 1985. Artikel „La Renommée“, S. 1005.

die Wirklichkeit nicht nur eins zu eins wiedergibt, sondern auch in zeitlicher Raffung und Verdichtung.

Als er wenige Jahre später, nun an der Seite der 1819 so schmerzlich vermissten Freundin, seine Pariseindrücke gültig formulieren kann, nimmt er diesen Gedanken wieder auf: Mehr und mehr erscheint ihm die Stadt als Brennpunkt und Kondensat allen denkbaren Empfindens und Genießens, vor allem jedoch als „Register der Weltgeschichte“. Zugleich der „Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart und das Fernrohr der Zukunft“, wird Paris für Börne zum erkenntnistheoretischen Angelpunkt der Geschichte überhaupt (2/16, vgl. auch 2/287). Die drei genannten Instrumente, die ihm die verschiedenen Zeiträume erschließen, sind semantische Zeichen für die wechselnden Perspektiven, die sich ihm gerade von diesem besonderen Standort aus bieten.⁸

Der Telegraph, seit seiner Erfindung in der Zeit der Revolution im wesentlichen zur Übermittlung militärischer und politischer Nachrichten dienend, trägt für Börne ein durchaus janusköpfiges Gesicht: In seiner Funktion etwa als Verfolger politisch Verdächtiger ein „langarmiger Tyrann“ (2/59, vgl. auch 3/109 u. 3/370), könnte er andererseits zum ersehnten Kommunikator unter Freunden werden (4/432). In unserem Kontext signalisiert und vergegenwärtigt er gewissermaßen Daten und Geschehnisse der Vergangenheit durch die geschichtsgesättigte Aura der Stadt Paris, diesem eigentlichen „Markt der Geschichte“ (3/29). Ebenso metaphorisch evoziert Börne hier das Mikroskop, das dem Zeitgeschichtsschreiber dazu dient, verborgene Zustände ans Licht zu bringen, wie schließlich das Fernrohr als Symbol des Heranholens und der Entschlüsselung der Zukunft, Instrument also der Prophetie in der Stadt des Fortschritts und der kaum geahnten Möglichkeiten.

Ehe wieder auf Börnes Reflexionen zur Zeitgeschichtsschreibung zurückzukommen sein wird, ist noch einmal an seine „mikroskopische“ Wahrnehmung der Pariser Gegenwartsszene vom Herbst 1819 zu erinnern: Der spontane Niederschlag dieser ersten, in wenigen Wochen

⁸ Vgl. dagegen Börnes Eindruck von seinem ersten als Student unternommenen Besuch seiner Heimatstadt Frankfurt: „Denn in Frankfurth hat man weder Vergangenheit noch Zukunft, es war mir, als hätte ich mich aus dem Lethé berauscht, Gegenwart, Gegenwart, nichts als Gegenwart“ (4/121). Vgl. auch: „Gott gab dem Menschen die Zukunft, daß er sie zur Gegenwart mache; aber wir sind so faul und niederträchtig feige, daß wir die Gegenwart zur Zukunft werden lassen. Die Vergangenheit ist unsere Gegenwart, und wir Narren sind zufrieden, wenn wir altbacken Brot essen“ (3/761f.).

gesammelten Eindrücke der Weltstadt findet sich, ungefiltert, in seinen Briefen an die Freundin. Zehn Jahre später erscheint die Erinnerung an die erste Frankreichreise im Kontrast zur frustrierenden deutschen Gegenwart geschönt und anekdotisch angereichert (2/772ff.).

Baruch hatte seine ersten Pariser Tage keineswegs mit Enthusiasmus geschildert. Wie unter dem Eindruck einer Naturerscheinung schien er zunächst zu stehen: „Mit dem Gefühle eines Robinson, der Schiffbruch gelitten und auf eine unbewohnte Insel geworfen“ findet er sich im „Strudel“ und Getöse der Millionenstadt, die ihm als „ein menschenleeres Land“ vorkommt. Es ist keine gesuchte Paradoxie, mit der er Lärm und Bewegung der Weltstadt – der ersten und einzigen, die er je kannte – erlebt; sie lässt zunächst keine Einzelheit erkennen, sowie sie auch keinen Richtungswillen zulässt. Dieses nahezu hilflose Gefühl des Getriebenwerdens wird sich ihm bei seinem dritten Parisbesuch nach der Julirevolution erneut mitteilen, dann allerdings konnotiert von der gewaltigen politischen Bewegung der Zeit (3/469).⁹

Die Begegnungen, die Baruch nach dem Abklingen der ersten elementaren Überflutung durch das Ungewohnte sucht, sind offenbar derart flüchtig, dass sie der Verallgemeinerung Vorschub leisten. Das Bild der Franzosen, ihrer Mentalität, Sprache und Lebensart, das er in diesen Tagen gewinnt, lassen ihn als einen typisch deutschen Touristen erscheinen, als einen aufgeschlossenen, mit wohlwollenden Vorurteilen in das von Ferne bewunderte Land gekommenen: Auf das Angenehmste empfindet er Höflichkeit und Gefälligkeit, mit dem man, weltläufig, dem Fremden begegnet, er genießt die im Straßenbild wie auch im Theater sichtbare „Vermischung der Stände“, spürt den allenthalben wahrnehmbaren, für einen deutschen Provinzler gänzlich ungewohnten schnellen Lebensrhythmus und rühmt die ungezwungene Freimütigkeit des einfachen Volks der Banlieue. Es sind dies alles Qualitäten, die in seiner Rückerinnerung die Franzosen als „Totalmenschen“ erscheinen lassen (2/807). Die Kehrseite des Bildes jedoch zeigt Paris, die Stadt des Luxus und des Lasters, die jeden Wunsch befriedigt und hundert neue Wünsche

⁹ Vgl. dazu Michelet in seinem Vorwort zur *Introduction de l'histoire universelle* (1831). Der Autor spricht von sich in der dritten Person: „c'est que sa glorieuse patrie est désormais le pilote du vaisseau de l'humanité. Mais ce vaisseau vole aujourd'hui dans l'ouragan; il va si vite [...], que le vertige prend aux plus fermes, et que toute poitrine en est oppressée. Que puis-je dans ce beau et terrible mouvement?“

weckt, in der nur das Allerneueste zählt und der vergötterte Geschmack als oberstes Kriterium auf der Werteskala des geselligen wie des literarischen Lebens gilt. Und diese so gesehene Stadt entlockt Börne den Ausruf: „Kein Lot Herz in der ungeheueren Stadt, nur Geist und Sinnlichkeit“ (4/267).

Nach kurzer Zeit – er hat kaum mehr als einige deutsche Bekannte und wenige französische Kollegen getroffen – kommt er zu dem Schluss: „[...] die Franzosen ranken nur so über den Boden weg; die Deutschen wurzeln tief. Jenen fehlt die Dauer und die Frucht, diesen der Wechsel und die Blüte. Aber beide Nationen sind auf dem Wege, sich zu vervollkommen“ (4/245). Lässt dieser Ausblick wieder an die frühe Vision eines Kerneuropa denken, so werden wenige Tage später die Akzente anders gesetzt: Die Entfernung „vom deutschen Vaterlande tut mir weh. Ich hätte es selbst nicht gedacht, dass ich im heimatlichen Boden so eingewurzelt wäre. Gehe ich über die Straße und höre Deutsch sprechen, dann bin ich jedesmal hocheifrig“ (4/255). Man wird es dem wachsenden Heimweh zuschreiben, wenn die negativen Aspekte schließlich überwiegen: „Noch vor 14 Tagen habe ich über die Herz, über Arndt, Görres gespottet, weil sie die Franzosen *ruchlos* nannten, jetzt kann ich selbst kein anderes Wort finden, um das Volk zu bezeichnen“ (4/267). Es ist die Sprache der Patrioten von 1813/14, die Börne in *Was wir wollen* selbst gebraucht hatte.

Etwas von der Überlegenheitsgeste der deutschen Kulturnation gegenüber den Franzosen klingt noch nach in Börnes seltenen Begegnungen in den literarischen und philosophischen Salons der dreißiger Jahre; so bei einer hochromantischen Schriftstellerréunion um einen Shakespeare-Übersetzer oder bei den „conversations philosophiques“, wo Börne ein mitgehörtes Gespräch kommentiert: „und da sagte er ihm etwas, was in jedem deutschen Abbuche steht“ (3/74, 3/106).

Bereits im Zusammenhang mit seiner ersten kurzen, beruflich unerigigen Parisreise lassen sich bei genauer Lektüre dieser sehr privaten Briefe an Jeanette Börnes schriftstellerische Pläne und Strategien herauslesen. Seine Arbeiten für französische Tagesblätter intensivierten sich auch später nicht über Mitteilungen ihm aus Frankfurt zugetragener Gerüchte oder „schöner Lügen“ hinaus (3/76, 1/682). Erst Mitte der dreißiger Jahre ist das Selbstvertrauen in seinen eigenen französischen Stil so weit gewachsen, dass er sich von dem befreundeten republikanischen Herausgeber des *Réformateur*, Raspail, als Mitarbeiter gewinnen lässt. Welches Gewicht diesem seinem für französische Leser verfassten

Schreiben im Urteil der zeitgenössischen französischen Linken zukam, wird erst 1837 in der von hochgestimmtem Pathos getragenen Grabrede Raspails deutlich werden.¹⁰

1819, noch in Paris, aber schon zur vorläufigen Rückkehr entschlossen, mit Cotta und dem *Literarischen Wochenblatt* in Weimar bereits in Verbindung, plant Börne eine regelmäßige Pariser Korrespondenz. Für das *Morgenblatt* will er nicht Briefe über, sondern „Briefe aus Paris“ schreiben (4/253). Dieser später berühmt-berüchtigte Titel figuriert allerdings noch nicht über seiner ersten Paris-Korrespondenz. Seine Pariser Miniaturen der zwanziger Jahre, für die *Gesammelten Schriften* als „Schilderungen aus Paris“ neu und bewusst unchronologisch geordnet, trugen bei ihrer Erstveröffentlichung in den Korrespondenzspalten des *Morgenblatts* noch keinen Titel.¹¹

Frankreichs „Gloire“

Zu einer grundsätzlichen Erklärung im Blick auf seine in Frankreich entwickelte Schreibstrategie sah sich Börne 1819 durch seinen besorgten Vater herausgefordert.

Es widerspricht bestimmt und laut meinem Gefühle, jetzt, da ich den Gesetzen meines Vaterlandes unerreichbar bin, über dessen Einrichtungen mich rügend zu äußern, es hinter dem Rücken zu verspotten und kränkende Wahrheiten zu sagen, wo es ohne Mut geschehen kann. Ich werde darum nicht heucheln und nie gegen meine innere Ueberzeugung reden, ich werde aber über manches schweigen. Komme ich einmal zurück, dann will ich die versäumten Grobheiten gewiß nachholen (4/260).

In dieser auch bei seinem nächsten Auslandsaufenthalt befolgten Maxime spricht sich eine nicht allein, wie mehrfach angenommen wird, von staatlicher Zensur bestimmte Zurückhaltung aus, vielmehr eine charaktereigene Loyalität, die er gegenüber Deutschland praktizierte. Hier von „Sklavensprache“ zu reden, wie es Helmut Bock und, ihm folgend, Rut-

¹⁰ Die Grabrede Raspails bei Karl Gutzkow: *Börnes Leben*. Hamburg 1840 (1. Aufl.), S. 286-293.

¹¹ Zur Entstehungs- und Editions-geschichte der *Schilderungen aus Paris* vgl. Rutger Boos: *Ansichten der Revolution. Paris-Berichte deutscher Schriftsteller nach der Juli-Revolution von 1830, Heine, Börne u. a.* Köln 1977. Exkurs „Börnes ‚Schilderungen aus Paris‘“ S. 32-40.

ger Boos tun, halte ich für ein Missverständnis.¹² Noch in seiner letzten, postum erschienenen Schrift, *Menzel der Franzosenfresser*, bekennt sich Börne mit einem Selbstzitat aus seiner *Balance* erneut zu diesem Gebot der Fairness, das er nun aber von dem höheren Standpunkt der Wahrheitsverpflichtung aufgehoben sieht:

Für jeden redlichen Mann ist es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von seinem Vaterlande übel zu sprechen; die Landsleute, die Fremden selbst sehen darin nur eine strafbare Verräterei. Allein hören Freimütigkeit und Unparteilichkeit auf, Tugenden zu sein, sobald man sie auf einen Gegenstand seiner Liebe wendet? (3/909)

Gegenstand seiner Liebe bleibt Deutschland, Ziel seiner Hoffnung die Überwindung des Nationalismus in der Völkerfreundschaft zwischen Deutschland und Frankreich, das ihm im Laufe der dreißiger Jahre zur zweiten Heimat geworden war. Lessing blieb ihm auch und gerade in dieser Frage der Wegweiser, der selbst wünschte: „dass es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüssten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhöret.“¹³

Im kulturellen Diskurs zwischen Frankreich und Deutschland wird das Sprachenproblem, wie selbstverständlich, vielfach angesprochen.

¹² Helmut Bock: *Ludwig Börne. Vom Gettojuden zum Nationalchriftsteller*. Berlin 1962, S. 157; Rutger Boos: *Ansichten der Revolution* (Anm. 11), S. 38f. Dass Börne diese loyale Haltung im Prinzip beibehielt, zeigt ein Brief an August Lewald vom 20. April 1836: „Dann möchte ich bei Gelegenheit des *Lenauischen* Faust auch vom alten Goetheschen sprechen, gegen welchen letztern ich vieles einzuwenden habe. Es ist aber gegen mein Gefühl, in französischer Sprache etwas gegen Goethe zu sagen und die Hochachtung, welche die Franzosen vor ihm haben, zu stören“ (5/784). Wie Börne selbst über „Sklavensprache“ und ihre stilbildende Funktion dachte, geht aus seinem Aufsatz *Bemerkungen über Sprache und Stil* hervor: „Mehrere deutsche Journalisten werden es einst bereuen, daß sie die gegenwärtige vorteilhafte Zeit nicht zur Verbesserung ihres Stils benutzt haben. Die goldene Zeit der römischen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei herausprechen darf, ist man genötigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden“ (1/594f.).

¹³ Gotthold Ephraim Lessing. *Ernst und Falk. Gespräche für Freimäurer*, 2. Gespräch, in: ders.: *Gesammelte Werke*. Hrsg. von Wolfgang Stämmler. München 1959, Bd. I, S. 987.

Sprache, das kann hier nur angedeutet werden, wird von Börne aus den unterschiedlichsten Perspektiven auf Funktion und Sinngehalt befragt. Selbst ohne muttersprachliche Voraussetzungen, womöglich gerade deshalb mit geschärfter Beobachtung und Selbstkontrolle, thematisierte er das Sprachproblem in allen Zusammenhängen seines Schreibens, ganz besonders aber während der frühen zwanziger Jahre in der Konfrontation mit dem fremden Idiom, das ihm in seiner ersten Pariser Zeit die Mentalität des Nachbarvolks in unterschiedlicher Weise – als kommunikative Alltagssprache, in Literatur und Theater wie als politisches Signal – vermittelte.

Nicht zufällig stellte Börne der Buchausgabe seiner *Schilderungen* den kleinen Essay „Französische Sprache“ voran, um dann auf die Thematik unter den Titeln „Le roi des Aulnes“, „Gloire“ und „Aristokratie des Geistes“ weiter einzugehen. In der zeitgenössischen Literatur der Nation, deren politische und soziale Struktur in nahezu zwei Dezennien der Revolutionskriege die radikalsten Brechungen erfahren hatte, findet er mit Befremden die vorrevolutionären Formen noch ängstlich in das Korsett der akademischen Regeln klassischen Musters gezwängt: „Man lese ihre neuesten Tragödien – da ist noch ganz der bestäubte Kanzleistil der Empfindungen, in dem vor zwei Jahrhunderten gedichtet worden“ (2/121). Diese retrograde Ästhetik hat, so beobachtet Börne, zwei gesellschaftliche Begleiterscheinungen, die aristokratische Haltung der nach wie vor auf Paris fokussierten Bildungselite, zum anderen die noch immer an den Höhepunkten der napoleonischen Ära orientierte Eitelkeit gerade der Liberalen, die ihren „verlorenen Nationalruhm beweinen“ und, indem sie ihre Besieger verächtlich herabsetzen, der Völkerfreundschaft, dem in Börnes Augen besten Erbteil revolutionären Gedankenguts, zuwider handeln. Die immer wieder heraufbeschworene „Gloire“ ist für ihn sprachliches Symbol solchen Denkens.

In gegensätzlicher Weise sieht Börne die Widersprüchlichkeit der französischen Kulturpolitik der Restaurationsepoche in den deutschen Verhältnissen gespiegelt:

Es ist noch wahrer, daß die Franzosen weit mehr große und viel größere Schriftsteller als die Deutschen haben. Beneiden wir sie aber nicht um ihre Vorzüge, sie sind zu teuer bezahlt. Wir Deutschen leben in einer literarischen Republik: wir sind geistesfreie Menschen; bei uns darf jeder schreiben und schreibt nun auch jeder, wie ihm die Natur die Feder geschnitten hat (2/42).

Dass dies nur die eine Hälfte der Wahrheit ist, muss sich der deutsche Leser dazu denken. In dem Wechselgespräch, das Börne einen Konservativen und einen Liberalen in der einige Jahre später geschriebenen Erzählung *Der Narr im Weißen Schwan* führen lässt, wird die gerühmte deutsche Geistesfreiheit deutlich als eine zensurbeschnittene beim Namen genannt: Dem von Börne zweifellos ernst gemeinten Panegyrikus auf die deutsche Sprache, den der Hofrat vorbringt, entgegnet sein Kritiker Wallner: „Ja [...] unsere Sprache ist herrlich! Aber [...] wir dürfen sie nicht gebrauchen“ (1/971).

Die dialektische Waage, die zwischen Literatur und politischer Wirklichkeit Deutschland und Frankreich immer wieder ins Gleichgewicht zu bringen sucht, erfährt durch die Schilderung eines epochalen Theaterereignisses einen für Frankreich nachteiligen Ausschlag: Bei dem ersten Versuch einer englischen Truppe, Shakespeare im Original auf die Pariser Bühne zu bringen, schlug der französische Nationalismus in militanten Chauvinismus um. Das Pariser Publikum nahm physisch Rache für Waterloo an Shakespeare, dem „lieutenant de Wellington“ und seinen englischen Interpreten (2/124-131).¹⁴

In weniger militanten Tönen, jedoch unüberhörbar selbstbewusst, präsentierte sich für Börne das Nachkriegs-Frankreich in einer der frühesten nationalen Leistungsschauen für Industrie, Gewerbe und Design. Auch hier empfand er die Dominanz von Geschmack und Eitelkeit. Obwohl der deutsche Besucher nicht ohne neidvolle Bewunderung die qualitative Überlegenheit der französischen Produktion, vorzüglich in dem den Schriftsteller besonders interessierenden Druckgewerbe – vor allem die typographischen Meisterwerke eines Firmin Didot und seiner Familie – anerkennen musste, (2/150) fiel ihm doch auch hier die Selbstverliebtheit und Nationaleitelkeit auf, mit der die Presse in moderner Wettkampfphilosophie die Ausstellung begleitete. Wie in der Literatur feierte sich Frankreich auch in diesem Bereich selbst, indem es die Leistungen der Nachbarn herabsetzte: Die englischen Produkte wurden als geschmacklos, diejenigen aus Deutschland als kaum konkurrenzfähig qualifiziert (2/139). Nicht nur der unterschwellig allenthalben wahrnehmbare nationale Hochmut lässt Börne für den Völkerfrieden bangen, auch die kriegerischen Untertöne der Bonapartisten hört er, lange vor der Rheinkrise, heraus.

¹⁴ Vgl. den Exkurs *Die englische Schauspielergesellschaft* zu Art. „Shakespeare“ in: *Börne-Index* (Anm. 7), S. 700.

Mehr noch als in solchen latenten Drohgebärden der Liberalen, die in den wirtschaftlichen Erfolgen nicht zu Unrecht den Triumph des aufsteigenden Bürgertums feierten, erkannte Börne eine andere Gefahr, die er, Jahre später, im Frankreich der Julimonarchie ausgeprägt finden wird: den Geist des Kapitalismus, der sich im „Konzerte der Eitelkeit und der Gewinnsucht“ bereits 1823 kaum verhüllt zu zeigen beginnt (2/141). Im Zelebrieren solcher rein materiellen, auf wirtschaftlichen Erfolg gerichteten Selbstdarstellung einer Nation kündigt sich dem Jünger der Aufklärung und des deutschen Idealismus der unaufhaltsame Verlust einer Dimension an, in der, in den unterschiedlichsten Kulturen der Menschheitsgeschichte, der sittliche Zweck allen Handelns über den sinnlichen gestellt worden war (2/133). Damit – und das wird sich ihm in seinen Studien über die Französische Revolution erneut bestätigen – ist für ihn auch der der Revolution zugrunde liegende metaphysische Gedanke endgültig verraten. In seinem Brief aus Paris vom 28. Januar 1832 „feiert“ Börne in einer bitterbösen Satire auf die Macht der Börse den Höhepunkt der schon 1823 vorausgeahnten Entwicklung, die anscheinend bruchlos die letzte, auch von ihm mit den größten Hoffnungen begrüßte Revolution überstanden hatte: „Louis-Philippe, wenn er in einem Jahre noch König ist, wird sich krönen lassen; aber nicht zu Reims in St. Remi, sondern zu Paris in *Notre-Dame de la bourse*, und Rothschild wird dabei als Erzbischof fungieren“ (3/482f.).

Wenn Börne 1823 mit hörbarer Resignation konstatierte, dass „im prosaischen Klima unseres Weltteils [...] Industrie die Wurzel der Freiheit“ sei (2/138), kann es nur folgerichtig erscheinen, dass er nach der Julirevolution dem St.-Simonismus und dessen auf Prädominanz von Industrie und Leistungsdenken aufgebauten Gesellschaftssystem größte Skepsis entgegenbrachte (3/428ff.).¹⁵

Die literarisch gerundeten „Schilderungen“, zugleich Unterhaltung, Information und Anstoß zu kritischem Vergleich mit dem politisch und wirtschaftlich fortgeschritteneren Nachbarland, waren keineswegs dazu angetan, das Selbstgefühl des deutschen Lesepublikums herabzustimmen. Der Autor verhehlte bei aller Bewunderung für französische Kultur

¹⁵ Die marxistisch orientierten Interpreten dieser Passage unterlegen Börnes Formulierung von der Industrie als Wurzel der Freiheit einen affirmativen Sinn, ohne den Zusammenhang mit der vorausgegangenen Wertung „Hier aber wird nichts getrieben und vergolten als der Verstand des Eigennutzes“ (2/133) zu berücksichtigen.

und Lebensart nicht, dass er deutsche Philosophie für überlegen und deutsche Musik für unübertroffen hielt (2/4ff.).

„Der Geschichtsschreiber muß sein wie Gott“

Das Paris der Restaurationszeit war nicht vollständig repräsentiert im Bild seiner Institutionen, seines öffentlichen Lebens, in den Theaterereignissen, den neuen spektakulären Medien Diorama und Panorama wie in der Demonstration seines wirtschaftlichen Fortschritts. Börnes Korrespondenzberichte wurden deshalb zeitgleich ergänzt durch kritische Skizzen und Buchbesprechungen, die den intellektuellen Hintergrund der Pariser Szene auszuleuchten suchten. Ein großer Teil der in der Kritikengruppe der *Gesammelten Schriften* vereinten Rezensionen wurde in den frühen zwanziger Jahren in Paris für das Literaturblatt zum *Morgenblatt* und die *Politischen Annalen* geschrieben. Gattung und Publikationsort erlaubten eine andere Sprache als die der eleganten Korrespondenzen, die Auswahl der besprochenen Werke ist bezeichnend für Börnes Interesse an Gegenwartsanalyse und Geschichtsschreibung. Seine Motivation erklärt er in einem dieser Artikel selbst:

Frankreich ist das Zifferblatt Europens; hier *sieht* man, welche Zeit es ist, in andern Ländern muss man die Uhr erst *schlagen* hören, um die Stunde zu erfahren [...] Ich habe mir daher vorgenommen, meinen Aufenthalt in Paris zu benutzen, um das Wesen unserer Zeit aus ihren Zeichen zu erforschen [...] (2/666).¹⁶

Dass in dieser Sicht die Gegenwart als Teil des gesamten historischen Prozesses verstanden wird, ging schon aus dem anfangs zitierten Dreischritt hervor, in dem Börne Paris die epistemologische Funktion als „Telegraph der Vergangenheit“, „Mikroskop der Gegenwart“ und „Fernrohr der Zukunft“ zusprach (2/16). Die französische Gegenwarts politik der zwanziger Jahre, von Börne nur selten explizit angesprochen, aber als bekannt vorausgesetzt, war bestimmt von der zunehmenden Polarisierung von Liberalen und Ultras, beschattet durch die verhängnisvolle französische Intervention in Spanien, die Ferdinand VII. eine drakonische Rache an den iberischen Liberalen ermöglichte, aber auch vom

¹⁶ Unter umgekehrten Vorzeichen beobachtete zur selben Zeit Friedrich Schlegel die *Signaturen des Zeitalters* von Wien, dem Zentrum des Konservativismus, aus.

wachgehaltenen Bonapartismus, dem der von Börne als Sänger des Volks verehrte Dichter Béranger seine Stimme lieh.

Börne beobachtet die tastenden Versuche einer modernen bürgerlichen Geschichtsschreibung in Frankreich, die auf dem Hintergrund der Französischen Revolution und ihrer nicht mehr wegzudenkenden emanzipatorischen Fortschritte die französische wie die europäische Geschichte überhaupt neu zu strukturieren suchte. Dass die jüngste französische Praxis schwer mit deutscher wissenschaftlicher Gründlichkeit zu vereinbaren wäre, erkennt er sofort, sieht aber gleichzeitig die Vorteile der französischen Arbeitsweise: „Wenn Franzosen die Geschichte ihrer Revolution erzählen, sind sie dabei weniger als Deutsche der Gefahr ausgesetzt, mit Ledas Eiern zu beginnen“; dafür aber „verwechseln [sie] oft die Zeichen mit der Ursache des Übels“ (2/572), also doch zu Ledas Eiern zurück? Eine andere Gefahr, die er in den ersten Bänden von Thiers' Revolutionsgeschichte bemerken will¹⁷, ist die der Nähe zu den Schauplätzen der vergangenen Ereignisse, die dazu verführe, „die Szene zur Schauspielerin“ zu erheben und „die handelnden Menschen zur Staffage“ herabzusetzen (2/573). Für Börne selbst aber war es gerade diese sich auch in Plätzen und Denkmälern manifestierende Aura des zeitgenössischen Paris, die ihm als „Telegraph“ die Vergangenheit herbeizauberte!¹⁸

Auf die kontrovers diskutierte Frage, ob Zeitgenossenschaft vorteilhaft für die Geschichtsschreibung der jüngsten Vergangenheit sei oder, wie Thiers es für sich in Anspruch nahm, der zeitliche Abstand der Nachgeborenen mehr Unbefangenheit im Urteil zuließe, weicht Börne beinahe spitzfindig auf die Problematisierung der Motivation von Parteilichkeit aus (2/570). Zehn Jahre später, bei der Erwägung einer eigenen Geschichte der Französischen Revolution, wird er den Gedanken, noch lebende Augenzeugen des Geschehens befragen zu können, begrüßen (3/598).

¹⁷ Adolphe Thiers, *Histoire de la Révolution Française*, 10 Bde. 1823-27. Die ersten beiden Bde. 1823. Bd. 2 schließt mit der Einberufung des Nationalkonvents (20./21. 9.1792).

¹⁸ Die Veränderungen, die viele der Pariser Denkmäler durch den politischen Perspektivewechsel zwischen 1819 und 1830 erfuhren, vertieften für Börne das Bewusstsein der Verzeitlichung historischer Begebenheiten. – Von einer anderen Fragestellung geht er in seiner Kritik der Denkmalspolitik in Deutschland aus. Insgesamt wäre die Behandlung der Denkmalsproblematik bei Börne einer gesonderten Untersuchung wert.

In diesem Zusammenhang, im November 1832, kehrt Börne zu seiner 1817 formulierten Überzeugung zurück, der „Geschichtsschreiber muss sein wie Gott; er muß alles, alle lieben, sogar den Teufel“ (3/598). Börne ist, das zeigen die Grundsatzgedanken der „Studien“ deutlich, noch fern von der professionellen Objektivität, mit der der Geschichtsschreiber des Historismus vorgeht: „es gibt ein ewiges, unwandelbares Recht. Dieses muß der Geschichtsschreiber zum Maß seines Urteils gebrauchen“ (2/109). Es ist der welt- und menschengeschichtliche Topos der Aufklärung, an der hier die Frage der Unparteilichkeit letztlich festgemacht wird.

In der frühen Phase der Restauration wagte Börne noch kaum, dem deutschen Publikum, wie er es offenbar im Sinn hatte, neue französische Arbeiten aus dem Bereich der Vergangenheitsrezeption als beispielhaft vorzustellen. Man gewinnt den Eindruck, er halte die Zeit noch nicht reif für ein wirklich bedeutendes Werk über die große Zeitenwende. Tatsächlich erschienen erst im Laufe der zwanziger und frühen dreißiger Jahre die umfangreichen Memoirenwerke, die er selbst als Quelle zu seinen „Studien“ auswerten wird. Erst nach 1840 treten die großen romantischen Geschichtsentwürfe ans Licht, die die Julirevolution bereits als Fortsetzung oder Vollendung der Revolution des 18. Jahrhunderts einbeziehen konnten. Man muss es im Rückblick bedauern, dass es Börne nicht mehr vergönnt war, vor allem Michelets farben- und detailreiches Werk kennenzulernen, als dessen Held, wie Börne selbst es sah, das französische Volk gefeiert wird.¹⁹

Börnes den Anfängen der neuen französischen Geschichtsschreibung gewidmeter Aufmerksamkeit entging es nicht, dass dort die Vergangenheit im Blick auf die aktuelle Lage politisch instrumentalisiert wurde:

Es ist [...] höchst wichtig zu betrachten, wie man jetzt in Frankreich die Geschichte schreibt. Es ist, als fielen sie den Menschen wie Schuppen von den Augen und als erführen sie erst jetzt alte Geschichten, die schon vor tausend Jahren geschahen [...] sie demokratisieren, liberalisieren sie [...]. Sie revolutionieren die

¹⁹ Eine der Hauptquellen Börnes waren die ab 1832 erschienenen *Oeuvres et Discours choisis de Maximilien Robespierre*, ediert von Laponneraye. 1834 begann die *Histoire parlementaire de la Révolution ou Journal des Assemblées Nationales depuis 1789 jusqu'en 1815* par Buchez et Roux (40 vol., 1834-38) zu erscheinen. Nach 1840 kamen die Werke von Michelet, Lamartine, Louis Blanc, Alexis de Tocqueville heraus. – Vgl. Jules Michelet: *Histoire de la Révolution française*. Paris 1847 (1. Aufl.) in der Préface: „L'acteur principal est le peuple“.

Vergangenheit auf eine solche Art, daß sie ganz gut diejenigen parodieren, welche die Zukunft contre-revolutionieren wollen (2/473).

Der Beobachter Börne wird nicht müde, Paris als den prädestinierten Ort für Zeit- und Geschichtsbetrachtung zu rühmen. Dabei wusste er sich selbst selten als Augenzeuge geschichtsträchtiger Ereignisse, sei es die Hinrichtung der vier Verschwörer von La Rochelle, seien es, nach der Julirevolution, die Kammerverhandlungen zur Abschaffung der Todesstrafe, die sensationellen Versammlungen der Saint-Simonisten oder die antikarlistischen Tumulte von St. Germain l'Auxerrois, ebenso wenig wie der Prozess Victor Hugos vor dem Handelsgericht (3/428f., 3/668). Sein Interesse galt vor allem dem Theater, dem zensurbefreiten der populären Boulevard-Bühnen wie demjenigen des Pariser Straßenlebens, beide Spiegel der Volksmentalität. Von dem regen und anregenden Gesellschaftsleben, wie es Heines Element war, hielt sich Börne weitgehend zurück, nicht zuletzt weil behindert durch seine zunehmende Schwerhörigkeit. Zwar versäumte er es nicht, Zelebritäten wie den Grafen Schlabrendorf zu besuchen²⁰, sich auf den Empfängen des greisen Lafayette und denen des Malers Gérard zu zeigen oder an den „Weltessen“ des berühmten alten Publizisten Jullien teilzunehmen (3/395ff.). Von seltenen Ausnahmen abgesehen mied er, vor wie nach 1830, die literarischen Salons. Dass er „Menschenmassen“ und Bücher auch den interessantesten persönlichen Bekanntschaften vorzog, gesteht er unumwunden ein (3/53f.). Mit Recht nannte er sich im Vergleich zu Châteaubriand einen „Zimmerspekulant[en]“, „der die Welt durch das Fenster ansieht“ (3/709).

Von seinem bevorzugten Beobachterstandort in den Lesekabinetten der französischen Hauptstadt öffnete sich ihm das Fenster auf die Welt als Zeitungslandschaft. Selbst erfahrener Journalist, wusste er Informationswert und politische Orientierung deutscher wie französischer Tagesblätter richtig einzuschätzen. Gelegentlich bereicherte er auch, gewissermaßen augenzwinkernd, durch Vermittlung bekannter Kollegen die „Informationen“ von *Globe* oder *Constitutionnel* aus seiner Frankfurter Gerüchteküche (4/1150, 5/192).

1817, im Vorfeld der „Vermittler“-Verhandlungen, hatte Börne an Cotta geschrieben: „Mir hat immer geschienen, dass die Ansichten und Meinungen der Menschen die eigentliche Geschichte der Menschheit

²⁰ Zu Schlabrendorf vgl. *Börne-Index* (Anm. 7), S. 734ff.

bildeten. Selten ist eine Begebenheit merkwürdiger als die Verschiedenheit der Art, wie sie betrachtet wird“ (5/424). Nicht die faktischen Ereignisse also, vielmehr ihre facettenreich gebrochene Spiegelung wird zum inhärenten Faktor ihrer Deutung, die über ein isoliertes Moment des Geschehens hinausweist und damit Teil der Menschheitsgeschichte wird. Hier stellt sich die Frage, wo der Zeitgeschichtsschreiber Börne seinen eigenen, perspektivebestimmenden Standort ansiedelt. 1817 wünschte er ihn noch „wie auf heiteren Höhen wohnend“, „mit Klarheit die Verhältnisse“ übersehend, nicht un-, aber überparteilich also (5/627). Wenn er ein Jahr später in der *Ankündigung der Wage* der Meinungspluralität zwar Raum geben will, jedoch vom politischen Schriftsteller nicht fordert, „daß er ohne Hass und ohne Liebe sei“ (1/676f.), so kommt das der Einsicht in die erkenntnistiftende Standortbindung nahe, die Paris ihm bald darauf bestätigt und vertieft: „Frankreich ist das Zifferblatt Europas“ (2/666).

Immer wieder findet sich bei Börne das Bild der Uhr, semantische Formel für die mit Notwendigkeit ablaufende Zeit. Welcher Zeit aber? Die astronomische Zeit, die ohne Ansehen von Personen oder Ereignissen die Weltgeschichte mechanisch abmisst, oder – und das scheint eher Börnes Zeitmetaphorik zu entsprechen – die geschichtliche Zeit, die ihren eigenen wechselnden Rhythmus hat; sie kann zur sprichwörtlich eilenden, aber auch zur fühlbar stillstehenden Zeit werden. Schon bei seinem ersten Parisaufenthalt ist Börne geradezu benommen von dem schnellen Lebensrhythmus der französischen Metropole, der ihm bewusst macht, dass die Zeit in der deutschen Provinz nahezu stagniert.²¹

Mit der Erfahrung von der Relativität geschichtlicher Zeit geht die Erkenntnis von der Relativierung auch der Deutung und Bewertung des Geschehens im forteilenden Prozess eines Zeitablaufs einher. So können aus der Perspektive ständig vorrückender Gegenwart Ereignisse der Vergangenheit in die Zukunft hineinwirken oder aber um ihre Zukunft gebracht werden, eine der schmerzlichsten Erfahrungen der politischen Geschichte nicht nur der revolutionären und nachrevolutionären Epoche. In einer kurzen, leidenschaftlich engagierten Besprechung eines eben erschienenen Werks des Politikers und Historikers Guizot klagt

²¹ Zu Börne als Zeitgeschichtsschreiber vgl. auch Inge Rippmann: „Die Zeit läuft wie ein Reh vor uns her.“ Der Zeitschriftsteller als Geschichtsschreiber. In: „Die Kunst – Eine Tochter der Zeit“ *Neue Studien zu Ludwig Börne*. Hrsg. von Inge Rippmann und Wolfgang Labuhn. Bielefeld 1988, S. 130-169.

Börne anhand von Beispielen aus der neuesten Geschichte die politische Justiz mit ihren irreversiblen Folgen an.

Was neue Erkenntnis oder besser neue Wertungen stiftende Zeit zur Folge haben kann, hat Börne zwischen 1822 und 1830 in Paris erlebt: Aus einem Verrat mit Todesfolge, der schon zitierten Hinrichtung der vier Unteroffiziere von La Rochelle, einem „Mord mit Floskeln“, wird, zu spät für die Betroffenen, eine feierliche Ehrenrettung der jungen Helden (2/33). „Es ist zum Verzweifeln, daß ein Volk sich erst berauschen muss in Haß, ehe es den Mut bekömmt, ihn zu befriedigen; daß es nicht eher sein Herz findet, bis es den Kopf verloren“ (3/34). Lapidarer soll das Talleyrand mit der Bemerkung ausgedrückt haben, Verrat sei eine Frage des Datums.

„Ich will ein Deutscher bleiben“

Bis 1835 hatte Börne, von wo auch immer, deutsch für deutsche Leser geschrieben. In der ersten Phase seiner Frankreich-Erfahrungen konnte er nichts anderes als ein von der Bourbonenrestauration beschattetes öffentliches Leben und Denken vermitteln. Doch bei aller Zwiespältigkeit, mit der er die französischen Verhältnisse sah und darstellte, gab er dem deutschen Publikum zu verstehen, dass es sich selbst mit der okroyierten Charte besser leben und schreiben ließ als mit den Karlsbader Beschlüssen.

Auf den Paradigmawechsel des Juli 1830 und seine Wirkung auf die deutschen Intellektuellen muss hier nicht näher eingegangen werden. Die Revolution, für das offizielle Frankreich der zwanziger Jahre Vergangenheit, erfuhren die nach Paris eilenden Besucher von jenseits des Rheins jetzt als kaum erhoffte, zukunfts offene Gegenwart. Das Losungswort, das Börne in jedem seiner Briefe den Landsleuten zurief, war Freiheit und blieb es auch nach der Eintrübung, die die junge konstitutionelle Monarchie durch die Regierung des Juste-Milieu und der Finanzbourgeoisie erfuhr. Dieser Entwicklung und ihrer Wirkung auf Ludwig Börne ist in den verschiedensten Zusammenhängen nachgegangen worden. Hier ist nur aufs Kürzeste daran zu erinnern:

In Hochstimmung zelebriert Börne das Wiedersehen mit dem Paris des Nachjuli: „Das moralische Klima von Paris tut mir immer wohl, ich atme freier [...] Rasch zog ich alle meine Bedenklichkeiten aus und stürzte mich jubelnd in das frische Wellengewühl“ (3/21). Börnes Optik ist längst nicht mehr die eines wissbegierigen Touristen, der, von außen

kommend, Mentalität und Strukturen des fremden Landes zu erkunden sucht. Die Zeiger auf dem „Zifferblatt Europas“ weisen jetzt nach außen, auf die Randstaaten des Kontinents, die vom revolutionären Impuls der Pariser Revolution ergriffen werden: Belgien, Polen, Italien; und immer wieder ist es Deutschland, das sich, bis auf lokale Aufstände, dem freiheitlichen Geist zu verweigern scheint.

Börne beobachtet jede emanzipatorische Bewegung durch sein gewohntes Fenster, die Presse. Vom Standort Paris aus und durch die Buchform unabhängig zumindest von der Vorzensur, radikalisiert sich seine Sprache und provoziert die deutsche Kritik. Entsprechend ist die zweite Folge seiner *Briefe aus Paris* gezeichnet von der polemischen Auseinandersetzung mit seinen Rezensenten. Neben dem immer wieder ins Feld geführten Judentum ist es seine Franzosenfreundschaft, die ihn nicht nur bei den national-patriotischen Gegnern in Verruf bringt. Börnes Bekenntnis vom Februar 1832 markiert Höhe- und Umschlagpunkt der erbitterten Patriotismuskonversation.

Sie sagen: die Franzosen erschienen mir als Riesen und die Deutschen stellte ich als Zwerge neben sie. Soll man da lachen oder trauern? [...] Austauschen, nicht tauschen sollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und spräche: ich will dich in einen Franzosen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen – ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott. Ich will ein Deutscher bleiben mit allen seinen Mängeln und Auswüchsen; ein Deutscher mit seinen sechsunddreißig Fürsten [...] mit seiner Zensur, [...] seinen Hofräten, seinen Philistern – – (3/512f.).

Zum Zeitpunkt dieser der Form nach bei Lessing erborgten pathetischen Konfession war Börne, im Februar 1832, daran, seine radikaldemokratische Überzeugung in praktisch-politische Arbeit umzusetzen: Mit der organisatorischen und publizistischen Aktivität für den Pariser Filialverein des in der Pfalz gegründeten Deutschen Press- und Vaterlandsvereins ging die Indoktrinierung der in Paris arbeitenden deutschen Kommis und Handwerksgesellen im Sinn einer revolutionären Handlungsbereitschaft Hand in Hand.²²

Das Hambacher Fest vom 27. Mai des gleichen Jahres, auf dem der „deutsche Börne“ vielfache Ovationen erfuhr (5/253), bildete den Kulminationspunkt der demokratischen Aufbruchstimmung des Nachjuli in

²² Den Eindruck von Börnes Auftreten als Agitator vermittelt Heine in *Ludwig Börne. Eine Denkschrift*. 3. Buch, DHA XI, S. 69f.

Westdeutschland und zugleich den Anlass für die Knebelung der freiheitlich republikanischen Bestrebungen, die durch die repressiven Sechs Artikel des Bundestages, die „Frankfurter Juliordonnanzen“, in die Illegalität gedrängt wurden. Die Enttäuschung über die erneute politische Wende in Deutschland, aber auch über das Doppelspiel der französischen Regierungspolitik, bestimmte den zum Volkstribun mutierten Pariser Briefschreiber, sich aus den politischen Grabenkämpfen zurückzuziehen. Seit Ende 1832 widmete er sich dem Quellenstudium zu einer – Fragment gebliebenen – Geschichte der Französischen Revolution, die er als Vorgeschichte der Gegenwart und „gleich vom Beginne an europäisch“ verstand (2/1095).²³ Im Gegensatz zu den meisten der französischen Revolutionshistoriker des frühen neunzehnten Jahrhunderts engagierte sich Börne für die robespierristischen Jakobiner, nicht zuletzt weil er die Revolution überhaupt, besonders aber die Rolle des Königs wie die des „Unbestechlichen“ aus metahistorischer Sicht interpretierte. Dabei sah er aber die Unbedingtheit, mit der Robespierre die Idee von Freiheit und Gerechtigkeit zu verkörpern glaubte, korrumpiert durch die Versuchungen der Macht; wie er überhaupt, bereits in den zwanziger Jahren, jeglicher Herrschaftsstruktur kritisch gegenüber stand.

„Wann kommt der Mai der Völker?“

Durch das Bekanntwerden mit dem christlichen Sozialisten de Lamennais fühlte Börne sich noch einmal berufen, seine Feder unmittelbar in den Dienst der Emanzipation des Volks, das heißt in diesem Fall der subbürgerlichen Schichten zu stellen. Wie Eduard Beurmann, sein erster Biograph, der Börnes letzte Jahre aus der Nähe beobachten konnte, richtig urteilte, sah dieser in dem republikanischen Katholizismus des Abbés nichts anderes als ein Medium oder Gefäß für die Parole von Freiheit und Gleichheit:

Lamennais erschien ihm wenn nicht als der Messias der Freiheit, doch als der Johannes in der Pariser Wüste. Die Schlechtigkeit und der Materialismus, die ihn von allen Seiten in der französischen Hauptstadt angrinsten, bedurften eines Gegensatzes. Mit einem Worte, Börne erkannte, dass die Freiheit, die in Frankreich

²³ Vgl. dazu Inge Rippmann: Börnes „Studien über Geschichte und Menschen der Französischen Revolution.“ In: *Heine-Jahrbuch* 31. 1992, S. 163-191.

als Mittel zum Zweck benutzt war, eines Anhaltes bedürfe, um wieder Zweck zu werden.²⁴

Welche Sensation Lamennais' *Paroles d'un croyant* gerade im deutschen Sprachraum erregten, liest sich allein an der Zahl der Übersetzungen ab, die in den ersten Monaten nach Erscheinen des pamphletartigen Büchleins auftauchten.²⁵ Börne, ein brillanter, am Latein des Horaz geübter Übersetzer, verlieh dem hymnischen Stil des Franzosen die Knappheit und volkstümliche Bibelsprache, mit der auch Schulz, Büchner und Weitling die Verständnisebene der bildungsschwachen Schichten zu erreichen suchten. Er ließ die in der Schweiz gedruckte Volksausgabe seiner Übertragung in fünfhundert Exemplaren unter die des Französischen kaum kundigen Mitglieder des Bundes der Geächteten – Folgeorganisation des Deutschen Volksvereins – verteilen und unterstützte dessen Wirkung durch einen Beitrag im gleichnamigen Vereinsorgan, dem „Geächteten“. Auf die dort leitmotivisch wiederholte Frage: „Wann kömmt der Mai der Völker?“ verweist er auf die „Rettung“ durch das „ruhestörende Buch“ de Lamennais' (2/852f.).

Das Experiment „La Balance“ oder: deutsch-französische Literaturkritik

Nahezu zwanzig Jahre nach Gründung der Frankfurter *Wage* kehrte Börne wieder zu seiner frühen literarischen Strategie zurück: Auf eigene Kosten schaffte er sich ein Organ, mit dem er ein bildungsbürgerliches Publikum anzusprechen beabsichtigte.²⁶ Standort wie allgemeine politische Repression setzten veränderte Vorgaben und ließen neue Ziele anvisieren. Der Herausgeber des von Januar bis Juni 1836 erschienenen Journals *La Balance* verzichtet auf einen im engeren Sinn politischen Diskurs, spricht indessen mit der erklärten Absicht kulturpolitischer Vermittlung deutsche wie vor allem französische Leser an:

Indem wir Deutschland und Frankreich zu vergleichen gedenken,
haben wir keineswegs die Absicht, die überlegenen oder unterge-

²⁴ Eduard Beurmann: *Brüssel und Paris*. 1837, 3 Bd., Kap. 40, S. 214f. Helmut Bock dagegen spricht in diesem Zusammenhang von Börnes „Irrweg in den christlichen Sozialismus“ (Anm. 12), S. 362ff.

²⁵ Hugue Félicité Robert de Lamennais: *Paroles d'un croyant*. 1834. Es erschienen noch im selben Jahr sieben deutschsprachige Übersetzungen, vgl. Art. „Lamennais“ in: *Börne-Index* (Anm. 7), S. 427f.

²⁶ Inhaltsangabe der *Balance* in: *Börne-Index* (Anm. 7), S. 901.

ordneten Eigenschaften des einen oder andern darzutun (3/910).
[Selbstzitat Börnes aus der „Introduction“, in seiner eigenen
Übersetzung]

Seinem – das sei hier vorweggenommen – erfolglosen Unternehmen ging der in vierzig Jahren mehrfach gewagte Versuch voraus, ein deutsches Periodikum in Paris zu etablieren.²⁷ Noch im Oktober 1831 glaubte Börne, in kurzer Zeit selbst Mitarbeiter eines neu zu gründenden deutschen Organs zu werden, möglicherweise aufgrund eines Gerüchtes, das sich an Cottas finanzielle Beteiligung an dem 1830 von Thiers, Mignet und Carrel ins Leben gerufenen Oppositionsorgan *Le National* knüpfte, für das bereits prominente deutsche Publizisten gewonnen waren (3/307).

Im Lauf des Jahres 1835 suchte Richard Otto Spazier, der Neffe Jean Pauls, als Mitherausgeber der *Revue du Nord* Börne wiederholt für seine die deutsch-französische Verständigung anstrebende Zeitschrift zu gewinnen. Börne lehnte mit Entschiedenheit ab, vor allem weil er die projektierte sprachliche und taktische Dominanz der Franzosen dem Unternehmensziel abträglich hielt:

Wir dürfen nicht mit den Franzosen als schöne Geister wetteifern, sondern als denkende, freie republikanische Geister, während sie – die Vornehmen unter ihren Schriftstellern aristokratisch, die Gemeinen Höflinge und lakaienartig sind – und das durch und durch, trotz ihrer Konstitution (5/758).²⁸

Mit den weitgehend merkantil gesteuerten Pariser Presseverhältnissen wenig vertraut und ohne eine Lobby in den tonangebenden Salons, vor allem aber auf seine Unabhängigkeit bedacht, musste Börne, obwohl er auf die für die Franzosen prohibitive deutsche Sprache verzichtete, sein Unternehmen in Kürze als gescheitert erkennen.

Während des Jahres 1835 hatte er sich sowohl um Abonnenten wie um vorwiegend internationale Mitarbeiter für seine *Balance* bemüht, wie die Briefe an den westschweizer Politiker und Literaturwissenschaftler Monnard (5/764f.), den schweizer Philosophen und Republikaner

²⁷ Dazu Jacques Grandjonc: „La presse de l’émigration allemande en France (1795-1848) et en Europa (1830-1848)“ in: *Archiv für Sozialgeschichte*. 1970. Bd. 10. Vgl. auch Art. „Deutsche Pariser Zeitung“ in: *Börne-Index* (Anm. 7), S. 918f.

²⁸ Eine andere, textreichere Version dieses Schreibens in Art. „Spazier“ in: *Börne-Index* (Anm. 7), S. 714ff.

Troxler (5/770ff.) und an die englisch-deutsche Lyrikerin Eliza Sloman, spätere Gattin von François Wille (5/773ff.), ausweisen. Keiner der Angesprochenen zählte schließlich zu den Beiträgern des Journals, dessen erstes Heft vom Herausgeber allein bestritten wurde. In der zweiten und dritten Lieferung finden sich Besprechungen von einem jungen französischen Publizisten und Sozialreformer, E. Buret; die übrigen drei Mitarbeiter, der ehemalige Burschschafter und Journalist Eduard Kolloff, der als Gesangslehrer und Musiker in Paris lebende einstige Priester Joseph Mainzer sowie der durch seine lothringische Gattin der französischen Kultur verbundene rheinpfälzische Advokat und Mitbegründer des oppositionellen Pressvereins Friedrich Schüler waren politische Flüchtlinge. Diese Mitarbeiterliste allein musste für das offizielle Deutschland obsolet erscheinen. Da Börne aber gerade auch die deutschen Leser im Auge hatte, erbitterte ihn die kalte Aufnahme seines Journals in der deutschen Presse besonders. Ein privater Brief an den befreundeten Theodor Welcker lässt das ganze Ausmaß seiner Enttäuschung erkennen (5/788).

„Un Journal n'est pas un monologue, c'est une conversation, un enseignement mutuel, c'est à l'auteur à faire le premier pas, mais c'est aux lecteurs à aller à sa rencontre“ (2/922). Diese Aufforderung Börnes an seine virtuellen Leser, mit der er seinen einleitenden Essay schloss, blieb weitgehend ungehört. In der umfangreichen, alle Verfehlungen und Stärken, alle Tugenden und Versäumnisse beider Nationen ausleuchtenden „Introduction“ hatte sich Börne das anspruchsvolle Ziel gesetzt, Deutsche und Franzosen aus ihren nationalen, fortschritthemmenden Vorurteilen zu lösen und zu einer gemeinsamen supranationalen, europäischen Leitinstanz zu vereinen:

Dans les ateliers de l'humanité, il y a deux peuples auxquels la Providence semble avoir donné la tâche de surveiller et de diriger les travaux de tous les autres peuples, de leur assigner leurs journées et de leur payer leur salaire; ce sont le peuple français et le peuple allemand. Au premier fut confiée la direction des travaux pratiques, des arts et des manœuvres, à l'autre la direction des travaux théoriques, des sciences et des spéculations (2/906).

Diese Kompetenzteilung entsprach Börnes Auffassung von der unterschiedlichen Begabung beider Völker, dem Volk des Denkens und dem Volk des Handelns, die sich seiner Meinung nach ideal ergänzen würden: „La France et l'Allemagne unies peuvent tout faire et tout empêcher“ (2/910). Vorausgesetzt sie würden einander kennen und anerkennen.

Dass dieser wechselseitigen Akzeptanz noch große Hindernisse im Wege stünden, war Börne nur zu bewusst:

La France a toujours mai jugé l'Allemagne, et qui pis est, elle ne l'a pas jugée du tout [...] L'Allemagne, au contraire, a toujours eu les yeux tourné vers la France, sans pour cela l'avoir mieux comprise. D'abord ce fut l'admiration, ensuite la haine et en dernier lieu un certain dédain bien ridicule, qui aveuglait son jugement (2/912).

Hier sind Empfindungen genannt, die Börne selbst im Laufe seiner Bekanntschaft mit dem ihm zur zweiten Heimat gewordenen Nachbarland nicht immer fremd geblieben waren. So erwies sich sein in privaten Äußerungen artikulierter Anspruch, den Franzosen „Elementarunterricht über deutsche Literatur erteilen“ zu wollen, als hypertroph; „dazu sind sie zu geistreich“ urteilte jedenfalls der Börne sehr zugeneigte Eduard Beumann.²⁹

Auch Heine hatte zwischen 1833 und 1835 in den eleganten Pariser Literaturzeitschriften *Europe littéraire* und *Revue des deux mondes* das französische Publikum, allerdings in vielgelesenen französischen Organen, über deutsche Geistesgeschichte der Neuzeit orientiert und sie in betonter Anknüpfung an Germaine de Staël über aktuelle Literaturverhältnisse in Deutschland mit einem den Franzosen vertrauten Konversationston ins Bild gesetzt. Indem er die deutschen Leser über „Französische Zustände“ im politischen und soziokulturellen Kontext auf dem Laufenden zu halten suchte, wurde der Ideenfluss auch in der anderen Richtung gefördert – soweit es die Zensur zuließ.

Börne hingegen dachte in offensichtlicher Verkennung der Rezeptionsmöglichkeiten mit seinem noch unbekanntem Journal die Lesergruppen beidseits des Rheins anzusprechen, zunächst indem er und seine Mitarbeiter in Form von Literatur-, Kunst- und Musikkritik aktuelle Werke und Autoren beider Länder vorstellten. Seine abwägende Gegenüberstellung von Béranger und Uhland, dem populären französischen Liedersänger und dem deutschen Balladendichter war bezeichnend für die Tendenz des Unternehmens (2/923-952): Börne musste sich des Problematischen seines Vergleichs bewusst sein. Hätte er jedoch dem abgehobenen Stil des schwäbischen Romantikers etwa den klassischer Form verhafteten Dichter der *Messéniennes*, Delavigne, verglichen, so

²⁹ Über den sozialen Hintergrund der Pariser Presseverhältnisse vgl. Beumann: *Brüssel und Paris* (Anm. 24), 2. Bd. Kap. 27. Zitat Kap. 15, S. 2f.

wäre seine Absicht, in den beiden Autoren unterschiedliche Temperamente und Wertvorstellungen ihrer Völker zu charakterisieren, weniger zwingend gelungen. So aber kontrastierte Börne den Chansonnier der kleinen Leute und ihrer alltäglichen Sorgen, Freuden und Hoffnungen mit dem scheinbar gegenwartsfremden Dichter, der deutsche Treue und hohe Minne im Gewand feudalen Mittelalters verklärte, – blendete dabei aber den liberalen Politiker und oppositionellen Vorkämpfer der Pressefreiheit in der württembergischen Kammer einfach aus. Auf diese Weise konnte er, dem Postulat seiner „Introduction“ folgend, deutsche und französische Mentalität als komplementär darstellen: „[...] comme la vie est mêlée de plaisir et de douleurs, il faut vénérer et Béranger et Uhland, s’édifier alternativement par la lecture de leurs ouvrages, tantôt être Français, tantôt Allemand, aimer Dieu et Lisette“ (2/929f.). – Entgegen seiner Maxime von 1819, vor einem französischen Forum nicht verächtlich über deutsche Verhältnisse sprechen zu wollen, brachte er jetzt die Debatte um Wolfgang Menzels chauvinistischen Angriff auf die jungdeutschen wie auf einige elsässer Schriftsteller an die französische Öffentlichkeit und stellte im nächsten Heft den umstrittenen Roman des Protagonisten der angegriffenen Schriftstellergruppe, Gutzkows *Wally*, als nahezu unbedeutend dar, um die Unverhältnismäßigkeit der staatlichen Zensur in ein umso greller Licht zu setzen.

Doch sein warnender Zeigefinger galt nicht nur den Missständen im deutschen Literaturbetrieb. Börne scheute nicht davor zurück, in Victor Hugo zwar „le plus beau génie de la France“ anzusprechen, „que nous admirons et aimons jusqu’en ses défauts“ (2/961), um sich dann den vermeintlichen Fehlern des Lyrikers Hugo zuzuwenden. Mit keinem der zeitgenössischen französischen Autoren hatte sich Börne in den ersten Jahren nach der Julirevolution derart ausführlich beschäftigt wie mit dem Dramatiker Hugo, der schon 1827 mit seiner *Préface de Cromwell* das Signal für die Freiheit in der Kunst gegen den Despotismus der Regeln gab und ab 1830 zur Galionsfigur der französischen Intellektuellen im ästhetischen wie im politischen Feld wurde. Es war dieser Geist des revolutionären Aufbruchs in Kunst und öffentlichem Leben, dem Börne immer wieder huldigt, ohne die zeitgleiche Tendenz zur dramatischen Anarchie zu übersehen, die er bei Hugo, aber auch allgemein auf den Theater- und Vaudevillebühnen des Nachjuli anzutreffen meinte.

Die gleiche ungezügelter Aufbruchstimmung teilte sich ihm auch im Musikleben der französischen Hauptstadt mit: Obwohl er sich, wenige Monate nach der Julirevolution, von der Uraufführung von Berlioz’

Symphonie fantastique beeindruckt fühlt, sieht er in diesem Werk des jungen, soeben preisgekrönten Komponisten deutlich eine ästhetische Grenzüberschreitung: „Ein ganzer Beethoven steckt in diesem Franzosen. Aber toll zum Anbinden“ (3/79). Ihre Legitimation jedoch findet auch diese „schwarze Romantik“ (Norbert Miller) im Kontext des revolutionären Paradigmawechsels: „In der Kunst und Literatur wie in der Politik geht die Frechheit der Freiheit voraus. Das muss man zu würdigen wissen, um die jetzigen französischen Romantiker nicht ungerecht zu verurteilen.“ Zwei Jahre später hat sich dieser zwiespältige Eindruck im Blick auf die Literatur noch vertieft:

Es herrscht jetzt ein Terrorismus, ein Sansculottismus, ein Jakobinismus [...] in der französischen Literatur. Es ist der Übergang vom Despotismus zur konstitutionellen Freiheit. Sie haben noch nicht gelernt Freiheit mit Ordnung paaren. Jede Regel ist ihnen Tyrannei, jeder Anstand Aristokratismus, Tugend, Schönheit und Würde – in der Kunst – sind ihnen Vorrechte. Sie nivellieren alles, sie duzen alles. [...] So führt Despotie auch in der Kunst zur Anarchie. (3/630)

Börne unterscheidet dabei zwischen den in trivialem Verismus schwebenden Inszenierungen der zensurentbundenen Pariser Boulevardtheater, in denen eifrig an der Napoleonlegende mitgewoben wurde und dem „Jakobinismus“ in der dramatischen Produktion der Romantiker. Die „tragische Häßlichkeit“, schlimmer noch für Börne „die tragische Unsittlichkeit“ erschwert ihm die Akzeptanz selbst des „guten Bruder Liberalen“, Victor Hugos, in dem Karl Rosenkranz den Initiator des theaterästhetischen Paradigmawechsels im 19. Jahrhundert erkannte.³⁰ Sieht der Posthegelianer Rosenkranz die Brutalität auf die Spitze getrieben durch die Straflosigkeit, mit der die negativen Helden von Hugos Stücken abgehen, empfindet Börne die hässliche Unsittlichkeit in der romantischen Tragödie der Franzosen in der Schamlosigkeit der Darstellung, die auch vor den Verfehlungen eines Königs nicht halt macht (3/631, 3/639).³¹ Zweifellos weiß sich Börne als politischer Theoretiker wie Agitator fortschrittlicher als in seinem ästhetischen Urteil über die zeitgenössische Kunst und ihre Devise: „Le laid c'est le beau.“

³⁰ Karl Rosenkranz: *Ästhetik des Hässlichen*. Leipzig 1990 (1. Aufl. 1853), S. 211f.

³¹ Rosenkranz im gleichen Sinn wie Börne: „Den König degradiert er [...] zu einem wahren liederlichen Lumpen [...]. Ein solcher König ist kein König“ (ebd., S. 211).

Einen anderen Widerspruch glaubt Börne 1836 in der neuesten Lyriksammlung Hugos, den *Chants du Crépuscule*, zu erkennen: Hatte er noch im ersten Pariser Winter der Freundin die Lektüre der frühen Romane des selbstbewussten jungen Romantikers empfohlen und ihr dessen vorrevolutionäre Gedichte zum Geschenk gemacht (3/111, 4/1240), hatte er im Dezember 1832 Hugos angreifende Verteidigungsrede vor dem Handelsgericht als Muster bürgerlicher Selbstbehauptung gegenüber der Machtanmaßung einer Regierung den deutschen Lesern in brillanter Übersetzung präsentiert (3/672ff.), so enttäuschte ihn die von gedämpfter Abenddämmerung verdüsterte, der Resignation nahe Stimmung, in die er Hugos neueste Verse getaucht fand. Statt die Julirevolution als siegreiche Etappe auf dem Weg zur Vollendung politischer Emanzipation zu feiern, würde der französische Dichter das Unvollendete, Vorläufige, ja Retardierende des auch auf die biographische Disposition des Einzelnen zurückwirkenden gesellschaftlichen Prozesses betonen. Börne, Feind der Resignation und der weltenschmerzlichen Geste, die er auch an deutschen Romantikern verabscheute, verstand diese Haltung der modernen Autoren als Verrat an den Versprechungen des 18. Jahrhunderts, an Voltaire und seinen Zeitgenossen, der Quelle der vorwärtsweisenden Aufklärung, in deren Zeigerichtung es weiterzugehen galt.

Börnes Beurteilung Victor Hugos muss den kritischen Leser unbefriedigt entlassen. Seine bei dem Dramatiker Hugo als ästhetische Digression empfundene, von Heine als Mangel an Geschmack qualifizierten³² formalen wie thematischen Eigenwilligkeiten erfahren bei Börne ihre soziopolitische Legitimation durch die Umbruchstimmung der nachrevolutionären Ära. Es scheint jedoch fraglich, ob er, mangels Information oder, wahrscheinlicher, in strategischer Absicht, Hugos Standort in der politischen Landschaft der Zeit richtig gesehen hatte. Man kann hier nur spekulativ sprechen, indem man die Lücken in Börnes Bemerkungen zu ergänzen sucht. Sein Beifall wird nicht nur dem Stimmführer der romantischen Schule des neuen Frankreich gegolten haben, der Aristoteles und Boileau den Fehdehandschuh hinwarf, er konnte ebenso an die humanitären Tendenzen Hugos gedacht haben, dessen kämpferischen Einsatz für die Abschaffung der Todesstrafe, erstmals ausgesprochen in dem auch von Börne empfohlenen Roman *Le dernier jour d'un condamné* wie

³² Heinrich Heine: *Über die französische Bühne*. 6. Brief. DHA XII, S. 258ff., vgl. auch *Lutezia* I. („30. April 1840. Spätere Notiz“), DHA XIII, S. 43f.

auch an des Dichters Zuwendung zu den gesellschaftlich Marginalisierten, die zunehmend literarisch Gestalt gewannen.

Mit Hugos durchaus ambivalenter politischer Positionierung dürfte jedoch der zum Republikaner mutierte Börne kaum sympathisiert haben, wenn sich auch beide als Freunde de Lamennais' verstanden wissen wollten. Hugo, der keine Berührungssängste zum Umfeld Louis-Philippes kannte und als ehemaliger Pensionsempfänger Karls X. Ehrfurcht vor den weißen Haaren des Exilierten bekundete („Je n'enfoncerai pas la couronne d'épines,/ Que la main du malheur met sur des cheveux blancs“), war neben Béranger der wortmächtigste Bonapartist. Kein Wort davon in Börnes Besprechung des neuesten Lyrikbandes, dessen erster Teil, entgegen der Anklage des Rezensenten („si vous n'êtes pas contents de l'héritage que vous ont laissé vos pères, vous êtes bien ingrats“; 2/965) die jungen Helden der Julirevolution feiert, in ihnen aber auch die Söhne und Enkel der großen Revolution wie die der siegreichen Armee des Kaisers!³³ Es kann keine Frage sein, dass Börnes Urteil über den französischen Romantiker durch hymnische Evokationen Napoleons wie die folgende eine wesentliche Dämpfung erfahren haben musste: „Dors, nous t'irons chercher! ce jour viendra peut-être/ Car nous t'avons pour dieu sans t'avoir eu pour maître!“³⁴

Noch im März 1836, kurz vor Erscheinen der zweiten Lieferung der *Balance*, hielt Börne weiterhin Ausschau nach geeignetem Stoff für die Weiterführung seiner Zeitschrift. Ein Dankesbrief an einen nicht mit Namen angesprochenen „Freund“ – mit großer Wahrscheinlichkeit der Stuttgarter Buchhändler und Verleger G.S. Liesching – erwähnt eine Reihe ihm zur Besprechung zugesandter Neuerscheinungen, darunter Menzels *Geist der Geschichte*, Gustav Schwabs *Sagen* und Tiecks *Schöne Magelone*. Weiter heißt es in dem ungedruckten, durch Stockflecken bis zur Unkenntlichkeit verdorbenen Blatt³⁵: „Pfizers Luther werde ich, wenn vollendet [?] anzeigen, und ihn mit Michelets neuem Werke zusammenstellen.“ Bei den beiden letztgenannten Titeln handelt es sich um Gustav Pfizers *Martin Luthers Leben* (1836) und die 1835 erschiene-

³³ *Les chants du crépuscule*. In: Victor Hugo: *Œuvres complètes*. Paris 1967, Bd. V, S. 375-483.

³⁴ Ebd. S. 403, datiert „9 octobre 1830“. Zehn Jahre später grüßte V. Hugo den ins Pantheon überführten Kaiser in *Le retour de l'empereur*.

³⁵ Die Verfasserin dankt der Direktion des Heinrich Heine-Instituts Düsseldorf für die Einsichtnahme in das unpublizierte Briefblatt.

nen *Mémoires de Luther* von Jules Michelet. Auch in diesem Fall sollte also, wie bei Béranger und Uhland, das Werk eines deutschen Autors dem eines Franzosen gegenübergestellt werden. Dass dieser Plan nicht mehr zur Ausführung kam, ist umso mehr zu bedauern, als dies die einzige Erwähnung des französischen Historiographen bei Börne überhaupt darstellt. Man hätte dann zum mindesten eine Stellungnahme zu dem ihm in mancher Weise nahestehenden Michelet gehabt. Seine Kritik an Menzel hingegen sowie die späte negative Beurteilung von Gestalt und Rolle Luthers floss in Börnes letzte Schrift *Menzel der Franzosenfresser* ein (3/928f.).

„*Ich liebe Deutschland mehr als Frankreich*“

„Ich liebe Deutschland mehr als Frankreich, weil es unglücklich ist, und Frankreich nicht; im übrigen bin ich soviel Franzose als Deutscher“ (3/906). Dieses Bekenntnis, mit dem Börne den „Franzosenfresser“ Menzel bewusst provozieren wollte, ist, à la lettre genommen, durchaus irreführend. Börne, der unter dem „unerträglichen Schmerz des Vaterlandes“ litt, den er dem „treuesten, dem edelsten, dem geistreichsten unter den Völkern der Erde“ zugefügt sah, „dem Volke, das unter den Kindern Gottes dem Vater am ähnlichsten geworden“, war tatsächlich weit davon entfernt, Franzose zu werden (3/861).

Ein junger deutscher Freund seiner letzten Jahre schrieb nach Börnes Tod: „er war der Pariser Gesellschaft so fremd geblieben, als an dem Tage, wo er mit dem Eilwagen in der Hauptstadt ankam.“³⁶ Mag auch hier eine Übertreibung vorliegen, so war Börne doch nicht nur der „Gesellschaft“ fremd geblieben, er kannte auch Frankreich, das Land, die Provinzen, kaum. Französische Lebensart und Geistesbeschaffenheit waren ihm im wesentlichen vermittelt durch die Beobachtung der kleinen Leute in den Vorstadttheatern, der Flaneure auf den Boulevards, durch die Trivialromane Paul de Kocks, durch die Presse und die Literatur. Seine gelegentlichen Begegnungen mit Vertretern der politischen Kaste beschränkten sich allem Anschein nach auf Höflichkeitsaustausch.³⁷ Soziale Kontakte pflegte er, nicht immer aus Bedürfnis, an den notorischen Begegnungsstätten deutscher Flüchtlinge, Journalisten und

³⁶ Eduard Kolloff: Börne in Paris. In: *Jahrbuch der Literatur 1839*. Hamburg 1839, S. 145 (Reprint: Frankfurt a. Main 1971).

³⁷ Zu Börnes Begegnungen mit Lafayette vgl. Börne 3/41 und 5/209.

Parisbesucher, in den Restaurants der City, die von Ausländern bevorzugt waren.³⁸

Der immer wieder evozierten Gegenüberstellung französischer und deutscher Mentalität, die sich in seiner Vision eines künftigen Europas zu idealer Ergänzung verbinden sollten, haftet nicht zufällig das Merkmal theoretischer Typologisierung an. In der in solchen Zusammenhängen umschriebenen Differenzierung der Volkscharaktere lässt sich jedoch eine unterschwellig verschiedene Wertung wahrnehmen. Bei der vorgesehenen Zuteilung der Funktionen im künftigen Zusammenwirken der Nationen wird die Rolle des Zerstörens der überlebten politischen und gesellschaftlichen Strukturen jeweils Frankreich zugeschrieben, offensichtlich gestützt auf die Erfahrung des radikalen Umbruchwerks der Revolution. Deutschland hingegen wird Gründungs- und Aufbauarbeit im Europa der Zukunft zgedacht, ohne dass dafür konkrete Leistungsvorgaben genannt werden. Es sieht beinahe so aus, als hätten die Franzosen ihren Beitrag zum Bau des neuen Kerneuropa bereits geleistet, während Deutschland, dem Land der Philosophen und Wissenschaftler, die in die Zukunft weisende Erneuerungsarbeit zukomme.

So seltsam es klingen mag, diese „Arbeitsteilung“ lässt sich anbinden an Börnes Rezeption der beiden bedeutendsten Vorläufer der Revolution des 18. Jahrhunderts, wie sie, symbolisch, im Giebelfries des Pantheon von David d'Angers vereint dargestellt sind. So oft Börne auch, wie es bereits längere Zeit schon üblich war, die Namen der beiden zerstrittenen Zeitgenossen zusammen nennt, so betont er nicht weniger ihre unterschiedliche Ausstrahlung, ihre vollkommen konträre Lebens- und Wirkungsweise: Dem weltgewandten „Höfling“ Voltaire (2/819) stellt er den grämlichen Einzelgänger Rousseau (2/984f.), dem „Spitzbuben“ den „edlen Mann“ gegenüber, dem populären, gefeierten Autor, zu dem die Welt nach Ferney pilgerte (4/312), den verfolgten und (auch als musikalischer Plagiator) geächteten Eremiten von Montmorency. Dennoch: Die beiden ungleichen Wegbereiter der Zeitenwende ordnet Börne den Männern der Zukunft zu, während Goethe und Napoleon für ihn das Ende der alten Zeit markieren (2/265). Voltaire, der, selbst eitel, den Großen schmeichelte, opferte ihnen nicht seine Gesinnung; wie eine

³⁸ Dazu Inge Rippmann: „Conversation à table.“ Zwei deutsche Revolutionäre in Paris: Heine und Börne. In: *„Ich Narr des Glücks.“ Heinrich Heine 1797-1856. Bilder einer Ausstellung.* Hrsg. von Joseph A. Kruse. Stuttgart, Weimar 1997, S. 138-144.

„eiserne Pflugschar der Wahrheit“ (2/305) wirkte sein Kampf gegen die Dunkelheit des Aberglaubens, für Gerechtigkeit und gegen Missbräuche in Kirche und Gesellschaft. Gleichzeitig erweckt der brillante Autor, der große Menschenfreund und Reformier, mit dessen Büste Börne im Theaterfoyer Zwiesprache hält (3/1780), in ihm ein leises Unbehagen: Es ist der zynische Rationalist, der Zerstörer und Philosoph des Unglaubens, verantwortlich für die von der Revolution legitimierte Irreligiosität des französischen Volks. Ihm, den er, liebte er ihn nicht, „hassen müsste“ (3/626), kann er sich letztlich nicht mit der gleichen ungeteilten Liebe zuwenden, wie er es zu Rousseau tut.

Als „chef de la bourgeoisie“ steht Voltaire dem „chef du peuple“ Rousseau gegenüber. Es ist eindeutig, mit wem der Parteigänger der Jakobiner, Börne, der die Girondisten für „Geistesaristokraten“ hält, in diesem Fall stärker sympathisiert (2/137). Doch nicht nur für die *Studien* gilt das. In der Schweiz wie in Montmorency pflegt Börne die Erinnerung an das von Entbehrungen, Heimatlosigkeit und Verkennung gezeichnete Leben des großen Genfers, den er als einsamen Kämpfer, von seiner Zeit missverstanden weil zukunftsorientiert, ohne Einschränkung idealisiert. Ihm schreibt er „ein deutsches Herz und einen britischen Geist zu; französisch war nichts an ihm als die Sprache“ (2/437, 2/327). Da er auch Germaine de Staël und Benjamin Constant als geborene Schweizer mehr der deutschen als der französischen Mentalität zuordnet, unterscheidet Börne offensichtlich zwischen Sprachkultur einerseits und Gemüts- und Verstandeskultur andererseits (2/8).

In einer lange Zeit ungedruckt gebliebenen Skizze der späten Pariser Jahre reflektiert Börne über Rousseaus selbstkritischen Versuch „Rousseau, juge de Jean-Jacques.“ Er analysiert den Verfolgungswahn, das Misstrauen, den Stolz des „kranken Bettlers“ (2/820). Am Ende notiert Börne: „Rousseau, dem wie die Ohren das Herz ewig sauste. – Wer das nicht kennt! Leiden – Störungen – man glaubt, sie kämen von außen, aber sie kommen nicht von außen“ (2/984ff.). Diese von Empathie diktierten Bemerkungen lesen sich wie eine Geste verborgener Identifikation.

Eine andere im Zusammenhang mit den Revolutionsstudien niedergeschriebene Identifikation ist weniger intimen Charakters, dafür aber von weiterreichender Bedeutung. Rousseau, dessen Vertragstheorie als kühnes Gedankenspiel „auf praktische Wirkung gar keinen Anspruch“ machte (3/612), konnte, da – wie auch Voltaire und die Encyclopädisten ohne Vorahnung einer Revolution – nicht wissen, wie nah sein leiden-

schaftlicher späterer Bewunderer Robespierre ihm in dem Verfassungsentwurf von 1793 kommen würde. Börne, Bewunderer beider, erkennt, rückblickend, in Robespierre den Mann der Zukunft, „von dem die Natur nur in Rousseau die Skizze entworfen“ (2/1061).

Erinnert man sich jetzt noch einmal an Börnes Funktionszuschreibung für die Völker links und rechts des Rheins, so gewinnt eine apodiktische Sentenz aus seiner späten Aphorismensammlung eine differenzierende Wertung: „La France c’est Voltaire, l’Allemagne c’est Rousseau; la destination de la première est de détruire, la destination de l’autre est de fonder“ (2/1049). Über diese seltsamen und wirklichkeitsfernen, auf die Zukunft gespiegelten historischen Urteile Börnes ragt eine mit Gewissheit formulierte, trostreiche Prophezeiung hinaus als Vermächtnis eines virtuellen Europäers des 19. Jahrhunderts:

Die nächsten Jahrhunderte werden weder den Deutschen noch den Franzosen noch sonst einem anderen Volke oder einem Fürsten gehören; sondern der Menschheit (3/957).